in Lemberg
kostet das Blatt mit Zustellung ins Haus:
ganzjährig . . 3.—
halbjährig . . 1.50
vierteljährig . . —.75

in Oesterreich-Ungarn
kostet das Blatt:
Bis zum Postamte 3.—
Mit Zust. ins Haus 3.50

Einzelne Nummer 15 kr
Vereins-Mitglieder verlgen für die Zustellung in das Haus jährlich 50 kr.



Organ des Vereines
SCHOMER ISRAEL
(Erscheint zweimal im Monate.)

Im Ausland
ganzjährig
Deutschland 7 Mark
Russland . . 3 Sr Rb
Frankreich 8 Frncs
Nach Amerika 2½ Dlr

Annoncen-Aufträge sowie deren Gebühren wolle man gefälligst an unseren Buchdrucker Herrn Ch. Rohatyn, welcher Eigenthümer der Annoncen-Abtheilung ist, senden
Die Petitzeile wird mit 10 kr. berechnet.
Beilagen nach Uebereinkommen.

Nr. 23 Lemberg, am 15 Dezember 1894 **XXVII. Jahrgang.**

Inhalt:

„Das war kein Meisterstück, Octavio!"

(Betrachtungen uber das Hausirgesetz).

Mit obigen charakteristischen Worten schloß der Abgeordnete Lewicki seine Rede gegen das vom Minister Grafen Wurmbrandt dem Abgeordnetenhause vorgelegte Hausirgesetz. Was doch für merkwürdige Früchte die Aera der Coalition gezeitigt hat! Graf Wurmbrandt ist Vertreter der deutsch-liberalen Partei, also die Hauptsäule der Coalition im Ministerium. Derselbe Graf Wurmbrandt legt eine durchaus reactionäre Vorlage dem Abgeordnetenhause zur Berathuug und Annahme vor und der Abgeordnete Lewicki, dessen Liberalismus über jeden Zweifel erhaben ist, im Uebrigen als Mitglied des Polenklubs auch eine Säule der Coalitionsregierung, bekämpft mit der Kraft der ehrlichen Ueberzeugung diese Vorlage. Ein tragikomischeres Bild kann man sich schon schwerlich vorstellen.

Die Gedanken, die sich uns anläßlich dieses gewiß sonderbaren Vorfalles aufdrängen, sind entschieden nicht rosig und lassen uns kein günstiges Horoskop für die Zukunft stellen. Doch wir wollen vor der Hand diese unangenehmen Gedanken unterdrücken und werden — sine ira et studio — vom trockenen, rein prosaischen Standpunkte die Vor- und Nachtheile dieses Gesetzes erwägen.

Die hohe Regierung behauptet zwar, daß sie nicht im entferntesten daran denkt das Hausirgewerbe zu unterdrücken, sie will dasselbe blos regeln, die Auswüchse desselben im Interesse der Bevölkerung (?) ausmerzen und die Hausirer einer strengeren Kontrolle unterwerfen. Das wäre ja Alles recht schön und im Interesse der Bevölkerung nur zu loben. Doch ein Umstand will uns nicht recht aus dem Sinn. Die Herren, die sich — lucus a non lucendo — christlich-social nennen, aber weder christlich noch social sind, klatschen mit einer Einmüthigkeit, die sich selbst unter dieser Gesellschaft selten findet, der Regierungsvorlage Beifall. Diese Herren haben auch vollkommen recht von der Vorlage entzückt zu sein, dieselbe ist ganz in ihrem Sinne verfaßt. Die Vorlage hätte ebenso gut den Herrn Lueger zum Autor haben können, sie schränkt nämlich das Gewerbe derart ein, daß diese Einschränkung einer totalen Vernichtung gleich sieht. Mit einem einzigen Federzuge wird da die Existenz von 17.000 Personen, der Hausirer, dieser Aermsten der Armen, zu Grunde gerichtet.

Angesichts einer solchen einschneidenden Reform des Hausirgewerbes, müssen wir uns fragen, ob denn die Nothwendigkeit vorlag dieses unglückliche Gesetz heraufzubeschwören. Die Antwort auf diese Frage muß unbedingt verneinend ausfallen. Es ist das nicht etwa unsere persönliche Ansicht, sondern ohne Uebertreibung die Anschauung der ganzen Bevölkerung,

Der Bevölkerung kann nicht gleichgiltig sein, daß 17.000 Personen, die fast alle zahlreiche Familien zu ernähren haben, der einzige recht kümmerliche Erwerbszweig abgeschnitten wird, denn diese ruinirten Existenzen fallen dann der öffentlichen und privaten Mildthätigkeit zur Last, deren Budget schon ohnehin schwer genug belastet ist. Daß die armen Hausirer auch jetzt, bevor noch das Gesetz rechtskräftig wird, nicht auf Rosen gebettet sind, beweist der Umstand, daß viele Vertreter dieses lucrativen und gemeingefährlichen Gewerbes derart situirt sind, daß sie, um nicht Hungers zu sterben, regelmäßig Unterstützungen von den verschiedenen Privatwohlthätigkeitsfonds beziehen. Was würde erst dann gschehen, wenn dieses Gesetz ins Leben treten würde und alle die Hausirerfamilien obdach- und subsistenzlos dem gränzenlosesten Elend preisgegeben wären?! Wir schrecken vor diesem Gedanken zurück.

Und wem zu Liebe soll All' das geschehen? Das Interesse der Bevölkerung erheischt, wie wir zur Genüge nachgewiesen zu haben glauben, dieses Gesetz entschieden nicht. Also wem denn? Die Frage läßt sich bei einigem Nachdenken ganz gut beantworten.

Die Klasse der selbstständigen Gewerbetreibenden hat mittelbar den Impuls zur Einbringung des Gesetzes gegeben. Die 280.000 Gewerbetreibenden bilden einen mächtigen und einflußreichen Factor, welchem die Hausirer, da sie den Zwischenhandel vermittelten und daraus einen kleinen Nutzen zogen, schon lange ein Dorn im Auge waren. Außerdem ist es hinlänglich bekannt, daß die Gewerbevereine schon seit längerer Zeit unter der Aegide und dem verhängnißvollen Einfluße des Antisemitismus stehen, Zum Unglücke befindet sich unter den armen Hausirern ein größerer Percentsatz Juden, also . . . Sapienti sat!

In Versammlungen der Gewerbevereine, in denen der berüchtigte Ritter Stampilius et consortes das große Wort führen, wurde gegen die Hausirer gedonnert, sie wurden als der Krebsschaden des Gewerbes bezeichnet, es regnete förmlich mit Petitionen um die Aufhebung dieses unbequemen Concurrenzfactors an die gesetzgebenden Körperschaften und an die Regierung und das Resultat aller dieser Machinationen ist der vom Grafen Wurmbrandt, dem liberalen Minister, dem Vertreter der deutsch-liberalen Partei im Coalitionsministerium, dem Abgeordnetenhause vorgelegte Gesetzentwurf. Haben

da die Antisemiten nicht Ursache genug, auf ihren Erfolg stolz zu sein? Das giebt Vieles zu denken . . , !

Wir gehören gewiß nicht zu denjenigen, die immer und überall den Antisemitismus vermuthen. Hier aber bei dem Hausirgesetze ist der Zusammenhang zwischen der Regierungsvorlage und dem Herzenswunsche der christlich-socialen Partei ein so offenkundiger, daß wir uns erstaunt fragen müssen, ob denn auch schon die hohe Regierung unter dem terrorisirenden Einfluße dieser Parthei, die das Stigma der Anarchie an sich trägt, steht.

Die Regierung befindet sich da auf einer abschüssigen Bahn, sie befindet sich im Gefolge der Herren Lueger, Lichtenstein, Schneider und deren Anhang. Das kann weit, sehr weit führen und kann unabsehbare Folgen nach sich ziehen!

Für uns aber rückt der Moment immer näher, wo wir uns die Frage vorlegen müssen, ob wir noch fernerhin eine Regierung, welche uns nicht nur den rechtmäßigen Schutz nicht angedeihen läßt, sondern uns auch feindlich gegenübersteht, unterstützen können. M—r

---

Phanthome.

Eine uralte Legende läßt den Stammvater aller Menschen, bevor ihm aus der eigenen Rippe eine passende Lebensgefährtin zugeschnitten wurde, zu anderen Arten in Beziehung treten, jedoch zu seinem Schrecken, lauter Phanthome zeugen, vor welchen er selbst zurückbebte.

Nun ist unsere ministerielle Coalition diesen adamitischen Mesalianzen gewiß höchst unähnlich, sondern vielmehr den Kreuzungen außerhalb der Verwandschaft zu vergleichen, denen die Naturwissenschaft: Gedeihen und Auffrischung der Ragen verheißt. Dennoch sind für uns Juden aus dieser Verbindung Phanthome hervorgegangen, Schreckbilder, die uns um unsere Existenz bange machen.

Wir haben bereits auf die Gefahr hingewiesen, die das projectirte Hausiergesetz für tausende Ernährer jüdischer Familien mit sich führt; mehr noch erschreckt uns der Gesetzentwurf der Sonntagsruhe.

Sonntagsruhe, heißt nicht: Sonntagsheiligung; sie betrifft nicht die Religion, nicht die herrschende Kirche, sondern den erholungsbedürftigen Menschen. Sie bezieht sich nicht auf den ersten Satz des Gebotes: „Du sollst den Tag Gottes heiligen“, sie ist nicht die Glocke, die zur Kirche ruft, sondern betrifft den zweiten Satz dieses Gebotes: „Sechs Tage sollst Du arbeiten und am siebenten ruhen,“ sie ist der Zapfenstreich, der zur Rast trommelt. „Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen“; wahrlich ein humanes Gesetz, vom ersten bis zum letzten Buchstaben! Denn nicht nur die Ruhe des siebenten Tages sondern auch das Arbeiten an den sechs Tagen, gebietet diese göttliche Satzung. „Sechs Tage sollst du arbeiten;“ ist ein ebenso categorischer Imperativ, als: „und am siebenten sollst du ruhen“; Arbeit an den Werktagen ist ebenso wichtig, als Rast zur Ruhezeit; und umgekehrt: Verwehrung der Arbeit zur Arbeitszeit ist ebenso grausam, als das Versagen der Ruhe nach derselben.

Wie aber, wenn ein Gesetz dem einen Theile der Bevölkerung sagt: „Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen;“ einem anderen Theile aber gebietet: „Fünf Tage sollst du arbeiten und am sechsten und siebenten ruhen?“ Ein solches Gesetz wäre selbst in dem Falle grausam, wenn der Staat dem doppelt Ruhebeglückten für den zweiten Ruhetag ein Wartegeld auszahlen sollte. Denn nicht allein würde der so Begünstigte zum größeren Müßiggange angehalten werden, der zu großem Unheil, zur Verminderung der Geschicklichkeit, zu lasterhaftem Zeitvertreib, führt, sondern ihm auch den Verfall seines Gewerbes, durch Verlust der Kundschaft, verursacht werden. Ein Handwerker, der nur 5 Arbeitstage in der Woche hat, kann unmöglich so leistungsfähig sein, unmöglich so pünktlich Terminwaare abliefern, wie sein Konkurrent, dem 6 Werktage wöchentlich zu Gebote stehen. Und welche bestellte Waare ist keine Terminwaare? Welcher Kunde wird auf die Fertigstellung seiner Anschaffung länger warten wollen, besonders darum, weil der Handwerker, als Jude, jede Woche, zwei Rasttage, statt eines, feiert?

Es denkt aber der Staat nicht im entferntesten daran, die Juden, denen das von unserer Regierung dem Reichsrathe vorgelegte Gesetz außer der Sabbatruhe noch die Sonntagsrast auferlegt, jede Woche am zweiten Ruhetage gratis zu beköstigen, zu kleiden und zu beherbergen; und dennoch gebietet er denselben, nur fünf Tage der Woche ihren Lebensunterhalt zu erwerben, während der Nichtjude sechs Arbeits- Löhnungs- und Erwerbtage wöchentlich hat; Wie soll dabei der jüdische Handwerker existiren?

Das neue Sonntagsruhegesetz, combinirt mit den staatlich anerkannten, in den Schulen von staatswegen gelehrten Religionsvorschriften, befehlen dem jüdischen Kaufmanne: „Fünf „Tage sollst du dein Geschäftslocal offen halten, zwei Tage mußt „du faulenzen, aber für sieben Tage der Woche hast du Steuern „zu entrichten; dein nichtjüdischer, oder irreligiöser Nachbar, „darf aber sechs Tage wöchentlich die Kundschaft bedienen.“ Wird nunmehr ein anständiger Kunde, der bekanntlich seine Einkäufe beständig in ein und derselben Handlung machen will, einen Laden frequentiren, der ihm wöchentlich um einen Tag weniger, als der Nachbarladen, zu Gebote steht? Muß der religiöse jüdische Kaufmann unter solchen Umständen nicht zu Grunde gehen?

Sieht dieses Gesetz nicht einer Lockung zum Abfalle, oder einer Prämie auf die Irreligiosität ähnlich?

Man sage uns nicht, daß viele jüdische Kaufleute die Sabbatruhe nicht halten; diese sind nur Ausnahmen: Ladenbesitzer in den elegantesten Geschäftsstraßen der Residenz und der Hauptstädte, deren Anzahl nicht ein einziges Perzent der jüdischen Kaufmannschaft in den anderen Stadttheilen, Provinzstädten, Marktflecken und Dörfern ausmacht, welche die Sabbatheiligung, als eines der zehn Gebote, hochhalten. Unsere gesetzgebenden Factoren stehen auf zu hohem Piedestale, um nicht weiter als bis zu einigen eleganten Geschäftsstraßen Wien's und der Hauptstädte zu sehen! Auch die Einwendung: daß diejenigen jüdischen Kaufleute, die sich über die Sabbatruhe hinwegsetzen, ohne das neue Gesetz, sieben Werktage haben, die christliche Concurrenz erdrücken und ihre Bediensteten abhetzen würden, ist nicht stichhältig; da dies durch unseren folgenden Antrag vermieden werden würde.

Möge das Abgeordnetenhaus dem Gesetzentwurfe zur Wahrung der Sonntagsruhe folgenden Schlußartikel beifügen:

„Diejenige Nichtchristen, welche nachweislich einen „andern, ihnen von ihrer Religion vorgeschriebenen Ruhetag, „allwöchentlich nebst ihren Bediensteten, in demselben Maaße „halten, als das gegenwärtige Gesetz für den Sonntag vor„schreibt, können, insoferne sie weder durch lärmendes Gewerbe „den Gottesdienst benachbarter Kirchen stören, noch ihren christ„lichen Bediensteten ihre Sonntagsruhe entziehen, ihren Handel „und Gewerbe an Sonntagen betreiben“

Ein etwa in diesem Sinne gehaltener Zusatzartikel zum Gesetze der Sonntagsruhe, würde das Gleichgewicht der Arbeits und Ruhezeit unter den Bekennern aller Confessionen in Oesterreich herstellen, respective erhalten und auch der herrschenden Kirche die ihr gebührende Ehrfurcht sichern, ohne Jemanden in seiner Existenz zu bedrohen.

Nur so würde das Gesetz ein geklärtes und gerechtes sein und allen coalirten Parteien entsprechen: der conservativen und sogar der clericalen, dadurch, daß es zu keiner Irreligiosität verleiten wird; der liberalen, durch die Gewissensfreiheit; und den Polen, durch die Abstreifung des, gewiß ungewollt,

demselben anhaftenden antisemitischen Characters, der dieser edlen Nation in der Seele antipatisch ist.

Nur so wird das Gesetz der Sonntagsruhe kein Phanthom sein!*) M. S. G.

Verschiedenes.

Lemberg. (Das neue Waisenhaus!) Von Moses rühmt die Bibel, daß er der bescheidenste aller Menschen war, — wahrlich ein herrliches Lob, — auch Gott offenbarte sich im Dornbusch. Diese schöne Eigenschaft bewahrten unsere Eltern und Vorfahren, indem sie Thaten vollführten, die großartig, edel und erhaben waren, nach Außen hingegen bescheiden und demüthig sich manifestirten. Leider haben sich die Zeiten geändert. In unserem Zeitalter lebt alles über seine Kräfte, ungeheuerer Luxus und Verschwendung macht sich bei uns breit, die Kinder leben auf großem Fuße, alles ist nicht theuer genug, leider Gottes bleiben die schrecklichen Folgen nicht aus. Was die Eltern im Schweiße ihres Angesichtes schwer erworben haben, vergeuden jetzt die Kinder, gehen noblen Passionen nach, veranstalten Bälle, geben Soireen, werfen sich auf alle möglichen Glücksspiele, wie Börse und dergleichen, und das Ende ist, daß der größte Theil verarmt und zu Grunde geht. Wir haben hier viele Fälle solcher Art erlebt, wie Familien, die in dieser illustern Gesellschaft große Rollen gespielt haben, gänzlich verarmten, und aus der Mitte dieser vornehmen Gesellschaft ausgestoßen wurden. Erst nach dem Tode derselben bethätigten sie ihre alte Freundschaft damit, daß sie den Leichnam mit prachtvollen Kränzen verherrlichten, um sich gegenseitig auch in dieser Pracht und Herrlichkeit zu übertreffen.

Ebenso ergeht es mit den jetzigen Prunkgebäuden. Wer das neuerbaute Waisenhaus, von Außen sieht, auf den macht es einen packenden Eindruck. Das großartige Gitter, die herrliche Facade, mit einem Worte ein Palais, das eher einer fürstlichen Familie angehören sollte, als einem bescheidenen Waisenhause. Was aber das Innere betrifft, so wird man von der primitiven unpractischen Einrichtung ganz enttäuscht. Die schmalen schiefen nicht lichten und im Winter nicht beheizten Corridore, die Schwellen bei jedem Zimmer, die bei keinem einzigen Neubau mehr vorkommen. Die unpraktischen Räume im Souterrain, wo die Küche zur Frontseite angebracht ist, der Dampf und Dunst derselben durch das Frontfenster hinausdringt, und im Sommer bei offenen Fenstern in die Waisenzimmer eindringen wird. Außerdem hat der rückwärtige Theil dieses Hauses, der in den Garten geht, keine Fenster, wo die bessere Luft eindringen soll. Das Badezimmer im Souterrain ist auch unpraktisch angebracht, Im ganzen Gebäude befindet sich nicht — mit Ausnahme der Kachelküche — ein Kachelofen, was mit diesem Gebäude contrastirt. Vieles läßt sich aber verbessern, nur der Hauptfehler, daß die Knaben und Mädchen in einer Etage unterbracht sind, ist leider nicht mehr verbesserlich. Es gebührt zwar dem jetzigen Vorstande Anerkennung, wenn er überhaupt dieses Waisenhaus zu Stande gebracht hat. Nun frage ich aber: Wäre es nicht praktischer und besser gewesen, wenn man auf die Stimme eines Mitgliedes der Baucommission, dem Cultusrathe Herrn Ingenieur Edlen von Mises gehört hätte, anstatt dieses einstöckigen palaisartigen Gebäudes ein schönes zweistöckige Haus mit Hochparterre, lichtem, schönem Hofe zu bauen? Die Küche und das Badezimmer wären viel besser im rückwärtigen Theile dieses Gebäudes mit der Haupttract durch einen im Winter heizbaren Corridor verbunden angebracht, als in einem Souterrain, und was das Wichtigste ist, daß die Knaben und Mädchen in 2 gesonderten Etagen unterbracht wären. Die disponiblen Räume im II. Stock — weil jetzt nur 12 Mädchen aufgenommen wurden — hätten einen großen Nutzen, für die Zukunft, um diese Abtheilung später auf Wunsch der Wohlthäter und Spender noch erweitern zu können, und nicht erst bemüßigt, zu sein einen weiteren Flügel, der mit bedeutenden Kosten verbunden ist zu bauen.

Wie einfach, aber zweckentsprechend ist das neuerbaute christ. Waisenhaus in der Jablonowski Gasse: Ein zweistöckiges Gebäude mit Hochparterre, lichtem schönem Hof ohne Gitter und theuerer Facade, in welchem **260** Waisenkinder unterbracht sind, dieses Haus kostet nicht so viel, wie das Unserige. Der Unterschied ist aber der, daß bei uns leider auf die großartige polirte Schale, dort aber auf den Kern gesehen wird.

Schließlich freuet es mich hervorheben zu können, daß ich mich bei der Besichtigung dieser Anstalt von der ausgezeichneten Leitung des allseits bekannten fähigen und hochgeachteten Herrn Direktor Mandel und dessen geehrten Frau, die sich mit aufopfernder müttrlicher Sorgfalt dieser Waisenkinder annimmt überzeugt habe.

Möge diese schönste humanste, aller unserer Anstalten von unseren reichen Gemeindemitgliedern hochgehalten und reichlich unterstützt werden, damit sie dem Beispiele des Allgütigen der sich „Vater der Waisen" nennt, nachahmen. M.

Lemberg. Se. Majestät unser allergeliebter gnädigster Kaiser, zeichnete unsere jüdische Gemeinde anläßlich seiner jüngsten Anwesenheit hier damit aus, daß er huldreichst den Cultuspräsidenten derselben Herrn Samuel Horowitz in den Adelstand erhob. Möge dieses großartige Ereigniß zum Glücke der Gemeinde und des ausgezeichneten edlen Herrn gereichen, und möge er eingedenk sein, von nun an unverdrossen und unentwegt für die Interessen unserer Gemeinde segensreich und ersprießlich, wie es einem Edelmanne geziemt, zu wirken.

Lemberg. Zum Andenken der edlen verschiedenen Frau Betti Gall, die in ihrem ganzen Leben still und bescheiden Wohlthätigkeit übte, hat ihr Gatte, der allgemein geehrte und geachtete Herr Jakob Gall, kaiserlicher Rath und Mühlenbesitzer, auch jetzt seine Munificenz manifestirt, indem er aus diesem Anlaße durch die zarte Intervention des Spitalrathes Herrn Ignatz Rußmann, 2500 fl. für das israelitische Spital spendete, wie auch das Bett der seelig Verschiedenen sammt theueren Einrichtung dieser Anstalt überließ, Außerdem versprach er 2000 fl. für einen Stiftplatz eines Waisenkindes zu widmen. Diese schönen Thaten verdienen große Anerkennung und Nachahmung von Seiten unserer Gemeinde.

Wien. Statt Kränze Spenden an Arme und wohlthätige Institute. Diese löbliche Reform im Gegensatze zu so mancher tadelnswerthen Nachahmungssucht scheint sich in jüngster Zeit allmälig im Judenthum einzubürgern, So lesen wir im Brünner „Tagesboten," daß bei Beerdigung des Frl. Cornelie Oppenheimer die Angehörigen und Bekannten für die Armen, ferner für die Vereine „Bikur Cholim" mährisch-jüdischen Waisenverein, israelitischen Frauen-Verein, Gaben von 5—30 fl, gewidmet wurden. Ebenso unterblieben auch vorige Woche bei Beerdigung der Frau Marie Spitzer, Gattin des Journalisten Herrn Heinrich Spitzer, die Kränze und wurde im Partezettel direct ersucht daß statt derselben in edlem Wetteifer mit dem humanitären Vorbilde der Verklärten gottgefällige Werke geübt werden wollen,

München. Die bayrische Academie für Wissenschaften hat den außerordentlichen Professor der Mathematik an der hiesigen Universität Herr Dr. A. Pringsheim zu ihrem Mitgliede ernannt.

Paris. M. Leopold Frankfort, General-Inspector für Straßen- und Brückenbauten, ist in hohem Alter gestorben. Durch fast vierzig Jahren stand derselbe an der Spitze des Straßen- und Brückenbauamtes im Departements Indre et Loire und erfreute sich einer so großen Popularität,

*) Anmerkung der Redaction. Soeben erfahren wir zu unserer Freude, daß unser Vereinspräsident Reichsrathsabgeordneter Dr. Emil Byk im Polenklube, am 9. d. M. den Antrag gestellt hat, daß diejenigen Arbeiter, welche am Sabbat ruhen und nicht arbeiten, von der Sonntagsruhe befreiet sein sollen. Dieser Antrag wurde vom Professor Roszkowski, Ritter von Szczepanowski, Graf Pininski Herr Dr. Plażek, Dr. Rappoport, Dr, Bloch, Dr. Rosenstock unterstützt, vom Polenklub beifällig aufgenommen und zur Befürwortung im Plenum des Abgeordnetenhauses acceptirt.

daß der Stadtrath von Tours einen der Quais der Loir nach ihm benannte. Anlaß dazu gab die gefährlichste Ueberschwemmung, welcher je die Loire-Gegend ausgesetzt war. M. Frankfort war damals Chef-Ingenieur und seinen hervorragenden Kenntnissen, seinem raschen Erfassen der Situation und seiner Energie war es zu verdanken, daß Tours von einer unabsehrbaren Katastrophe bewahrt wurde.

Sophia. (Jakob Reifmann.) Einer der hervorragendsten Kritiker und gründlichsten Kenner des biblisch-jüdischen Schriftthums, der sein Leben lang in Noth und Kummer zugebracht hat, ist am 13. November l. J. im kleinen russischen Städtchen Schlebschaschin von seinem irdischen Leiden befreit worden. Mehr als einmal wurde in den jüd. Blättern bekannt gemacht, daß Jacob Reifmann am Hungertuche nage, aber ein wirklicher Mäcen fand sich nicht für ihn. — 14 selbstständige Schriften, außer zahllosen Artikeln, die in den jüdischen Blättern Hazefira, Hamelitz und Haschachar, sowie in Grätz Monatsschrift, im Magazin für die Wissenschaft des Judenthums und im jüdischen Centralblatt erschienen waren, legen Zeugniß von der erstaunenden Vielseitigkeit des Autors ab. Während seiner Studienzeit in Breslau ließ Dr. Grünwald auf dessen Kosten seine kurze aber sehr gehaltreiche Schrift Minchat sikkaron (Geschenk zur Erinnerung) drucken. Dieselbe hat die hermenentische Regel derech kezarah „den kurzen Weg“ d. h. die Ellipse nach Ansicht des Rabbi José des Galiläers zum Thema. An 100 Stellen der heiligen Schrift wird diese Art Ellipse sowohl von Buchstaben als Worten nachgewiesen und es ist unserer vollsten Ueberzeugung nach die einzig berechtigte Textkritik. Reifmanns ungeheure große Correspondenzen verdienen eine deutsche Wiedergabe, denn es sind in ihr philophischer Scharfblick und philologische Akribie aufs innigste vereint; es wäre dies das würdigste Denkmal für Jacob Reifmann.

Calcutta. Von drei Seiten pflegten in früheren Jahren Juden nach Indien zu strömen, um sich daselbst anzusiedeln: aus Persien, aus Mesopotamien (Bagdad) und aus dem russischen Reiche, das sich heute bekanntlich bis zum Amu-Darja und dem Pamir erstreckt. Seit Kurzem jedoch beginnen auch die Juden eines anderen asiatischen Landes ihre Blicke auf das indische Reich zu richten, um sich daselbst dauernd niederlassen zu können. Es sind dies die Juden der arabischen Halbinsel. In Arabien leben unsere Glaubensbrüder noch heute, selbst in den Gebieten, die zum türkischen Reiche gehören, in den ärmlichsten Verhältnissen, während das reiche Indien mit seinen großen und blühenden See- und Handelsstädten eine große Anziehungskraft auf seine Nachbarländer ausübt. Fast mit jedem Dampfer, der jetzt von Maskat oder d'Aen nach Bombay oder Kurratschi kommt, treffen arabische Juden ein, um dauernd in Indien zu bleiben. Sie alle finden hier, da bei uns die größte Duldsamkeit herrscht, eine gastfreundliche Aufnahme.

Moritz Gottlieb

Am 1. Dezember a. c. verschied in Pest unser Vereinsmitglied Herr Moritz Gottlieb, Mitarbeiter der Firma Carl Neuschloß & Sohn dort. Dieser Mann, ein Schwager unseres gewesenen Präsidenten Herrn Dr. Mansch seeligen Andenkens, war ein Ehrenmann im höchsten Sinne des Wortes, ein edles aufopferndes Mitglied seiner Familie, und übte Wohlthätigkeit im Stillen. Vor einiger Zeit erhielt ich von einen Anonymus aus Pest 32 fl. zur Vertheilung unter jüd. wohlthätige Anstalten. Dieser Anonymus war kein Anderer als Moritz Gottlieb, was ich jetzt verrathen darf ת׳נ׳צ׳ב׳ה׳

Silber und Nickel.

Eine geistreiche Dame bemerkte mir vor einigen Tagen, mit jener Feinfühligkeit, die nur begabten Frauennaturen eigen ist, daß nichts ihr so sehr den Unterschied zwischen dem Echten und Falschen versinnliche, dem Echten nämlich, das seinen Werth immer inne hat und dem Falschen wieder, das nur irgend einem Zufalle seine Bedeutung verdankt, als das kleine Silbersechserl und die erst neugeprägte, emporgekommene Nickelmünze.

Hier ein bescheidenes, in sich werthvolles Stückchen Silber, mit seinem ehrlichen, natürlichen Glanz und seinem reinen, wenn auch geräuschlosen, Klang und dort wieder ein an und für sich werthloses, jedoch aufgeblasenes und frischgeprägtes Stück Nickel mit einem stechenden, bleiernen Glanz und einem mehr polternden Klang, das gleichsam sich jedermann in die Augen drängt und jedem laut zuzurufen scheint: „Schau einmal her, ich klinge und glänze, ich bin echtes Silber!“

Wo wir nur in die Gesellschaft hinblicken, begegnen wir solchen Münzen, echten und falschen, die sehr leicht von einander zu unterscheiden sind.

Da treten wir beispielweise in eine, mit behaglichem Reichthume eingerichtete Wohnung ein, wo Alles wohlthuende Gemüthlichkeit athmet und jedes Möbelstück den Werth in sich hat, ohne durch Ueberladung unser Aug zu verletzen. Wie das ganze Hauswesen ist auch das liebenswürdige Paar beschaffen, das hier sein Heim hat: Wohlwollend, herzlich und leutselig. Bist du ein aufstrebendes Talent und der Unterstützung bedürftig, so kannst du sicher sein, daß sie dir hier geboten wird mit herzgewinnender Einfachheit, ohne daß dir die Gönnerschaft im Entferntesten fühlbar gemacht wird, ja, diese ist vielmehr von freundlichen und aufmunternden Worten begleitet, die dich aufrichten und deinen Geist wie erfrischender Thau beleben.

Nun, lieber Leser, erkennst Du nicht sofort diese Münze an ihrem natürlichen Glanz und ihrem reinen Klange, erkennst Du sie nicht sofort als eine echte, unverfälschte Silbermünze? . . .

Dort hingegen spaziert Einer, die Hände stolz auf den Rücken gekreuzt, in seinem Salone, der mit seinem überladenen Reichthume das Auge mehr verletzt als anspricht und das Herz mehr beklemmt als für sich einnimmt. Verräth dein Gewand und Betragen, daß du als armer Jünger der Wissenschaft hier Unterstützung suchst, dann wirst du vom Thürsteher sofort zurückgewiesen, weil er von seinem Herrn, ein für allemal den Befehl erhielt Leuten, wie du, den Laufspaß zu geben. Triffst du den stolzen Herrn zufällig im Vorzimmer, dann fixirt er dich, während du ihm deine Bitte vorträgst, über die goldene Brille und gibt dir darauf den kurzen Bescheid: „Ich habe mir ein für allemal zugeschworen an Taugenichtse, wie du, mein gutes Geld nicht zu verschwenden!“ Und er hat ja auch recht, der gute Mann, denn was bietest du ihm für sein gutes Geld? Du wirst ja sein Lob nicht in den Gassen singen.

Verräthst du hingegen in deiner Gewandung und in der ganzen Art deines Benehmens, daß du eine tüchtige Posaune bist, dann greift dir der große Herr gastfreundlich unter den Arm und führt dich in seinen Salon, wo die genädige Frau aus ihrem Boudoir in einem kostbaren Matinee zu dir hineinrauscht und dir allerliebst beide Hände zum Willkommen entgegenstreckt. Hast du gar das Glück Christ zu sein und du in einer öffentlichen Angelegenheit, die nicht verborgen bleiben kann, seinen Wohlthätigkeitssinn in Anspruch nimmst, dann sei nur sicher deines Erfolges, denn der reiche Herr wird dich klug ausforschen, was dieser oder jener Graf zu diesem Zwecke gespendet hat, und hast du ihm dieses zarte Geheimnis verrathen, dann thut er eines darüber und spendet das Zweifache. Naürlich, so was klingt in allen Gassen und hinterdrein steht ja auch der von ihm gutbezahlte Zeitungsreporter und läutet alle Glocken.

Möge aber sein Name noch so laut in den Gassen klingen, so erkennst du doch an dem Klange, die plumpe, frischgeprägte Nickelmünze!

Nun wollen wir uns einmal diese diversen Münzen bei

hellem Lichte auch in dem öffentlichen Leben besehen, ich meine nämlich auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlthätigkeit.

Da trittst du mit mir, lieber Leser, in ein abseits der Verkehrsstraße gelegenes Local ein, wo die Tafel über der Thüre es dir besagt, daß du dich in der „Jüdischen Volksküche" befindest. Mehr aber noch als die Tafel verräth dir das die große Schar von Armen, die heißhungrig um die langen Tische sich reihet: Gramgebeugte Jammergestalten, mit fahlen, vergilbten Gesichtern, glanzlosen Augen, bleichen, beinahe abgestorbenen, Lippen und mit Händen, die vor Frost und harter Arbeit ganz zerhackt und verkrustet sind. In dieser traurigen Umgebung findest du aber auch einige Lichtgestalten, nämlich einige mildthätige Frauen, wahre Schutzengel der Armuth. Aus der dunstigen Küche tauchen sie jedesmal wie aus einem Nebelkreise hervor, beide Hände mit Schüsseln voll dampfender Fleischbrühe beladen, die sie mit ermunternden Blicken vor die Armen hinstellen, um dann wieder in dem dunstgeschwängerten Küchenraume zu verschwinden, wo sie für die anderen Gäste die Portionen austheilen. Jeden Tag um die zwölfte Mittagsstunde kannst du sie hier immer treffen, jene milden Engel in Frauengestalt, wo sie bei anstrengender Beschäftigung unter erstickender Atmosphäre mehrere Stunden ausharren. Du findest sie hier stets in ihrer schlichten Einfachheit, ohne Sammtmäntel und Seidenkleider. Auch sind sie nie, wie es sich für elegante Damen wohl schicken dürfte, mit Riechfläschchen versehen, wiewohl diese hier nicht verfehlt wären, denn halbverfaulte Fetzen, wochenlang getragene Leibwäsche und der vertrocknete Schweiß saurer Arbeit verbreiten bekanntlich keine Rosendüfte. Noch nie wirst du den Namen dieser edlen Frauen in einem öffentlichen Journale begegnet haben, aber ihr Lob ertönt täglich und stündlich aus den Lippen Hunderter von Armen, die durch sie gesättigt werden, und dieses Lob ist echt und recht und hat einen guten, ehrlichen Klang, den Klang einer unverfälschten Silbermünze! . . .

Jetzt aber, lieber Leser, folgst du mir in ein anderes Local, wo, wie es heißt, ebenfalls Mildthätigkeit geübt wird. Hier sieht es aber durchaus nicht so ernst, düster aus, wie in jenem Locale, das wir soeben verlassen haben. Das durch die Fenster weit hinausströmende helle Licht der Gasflammen und namentlich die lustigen Tanzweisen, die schon von der Ferne in dein Ohr dringen, werden dich wohl leicht errathen lassen, daß wir einen Tanzsaal betreten. Hutab, hier findet ein Raut statt, wohlgemerkt für Wohlthäthigkeitszwecke, hier tanzt Humania einen lustigen Walzer zum Heil und Nutzen der der leidenden Menschheit. Sie vergißt sich aber soweit in ihrem Wirbeltanze, die taumlige Humania, daß nach Abrechnung der Musik, der Beleuchtung und der anderen Ausgaben, sich in den meisten Fällen herausstellte, daß die Armen die Kosten der Unterhaltung tragen. Hauptsache aber ist es, daß Humania sich als kokette Tänzerin zeige, bleibt sich gleich, ob mit oder ohne Profit für die Armen. Schau' einmal hin, wie sie mit ihren ellenlangen Schleppen einherrauschen, die stolzen Patronessinnen, jede getaucht in blitzenden Diamanten und gefolgt von einem ganzen Schwarm von Kurmachen — Alles zum Wohle der Armen. Keiner von diesen Patronessinnen wirst du je in der Volksküche begegnet haben, und sehr wenige gehören dieser, als Mitglied an, allzuhäufig wirst du gewiß ihren Namen nicht auf einer Liste lesen, wo für Arme gesammelt wird, denn sie üben vorzüglich eine ganz andere Art von Wohlthätigkeit, sie tanzen nämlich für die leidende Menschheit im Schweiße ihres Angesichtes bis spät in den nächsten Morgen hinein. Und der Zweck wird auch erreicht, wohl nicht für die Armen, dafür aber für die reichen Patronessinnen: jede von ihnen liest nämlich des nächsten Tages ihren Namen in dem Morgenblatte nebst einer genauen Beschreibung ihrer Toilette und der funkelnden Diamanten, die sie getragen, die, wie es heißt, sich in solche farbigen Lichtstrahlen brachen, daß sie beinahe die Gasflammen ganz überflüssig machten. Wirklich mögen auch die Diamanten von wahrer Pracht gewesen sein, aber die Wohltätigkeit, mit der sie sich ebenfalls im Tanzsaale schmückten, ist doch nicht mehr als nur ein falscher Diamant, dessen Glanz sich nur sehr wenig von jener protzenhaften Nickelmünze unterscheidet.

Ich werde dich, lieber Leser bei einer nächsten Gelegenheit auch in die Häuser der Gelehrten und Rabbinen einführen, wo du ebenfalls echte und falsche Münzen treffen wirst, die an Glanz und Klang sich sehr leicht von einander unterscheiden lassen.

Keine Stadt in Galizien gibt es, wo nicht solche diverse Münzen zu treffen sind und es wäre gefährliches Spiel, diese beim rechten Namen zu nennen, denn die echten würden sich in ihrer Bescheidenheit verletzt fühlen, wenn sie gar sosehr herausgestrichen werden und die falschen wieder dürften es umso ungerner hören, daß sie, bei all ihrer Protzenhaftigkeit und bei all ihrer Sucht zu glänzen doch nicht mehr als nur — Nickelmünzen sind.

FEUILLETON

Der Ile von Chodzerow. oder Jekele Kundas

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Polen.

Aus dem Jargon frei übertragen von N. Landes in Lemberg.

Viertes Capitel.

Obwohl Chodzerow eine ziemlich große Kehille war, so fand ich dort blos ein zweistöckiges Haus, welches mitten im Ringplatze stand. Um dieses schaarten sich die niedrigen Holzhäuschen. Dieses gemauerte Haus, umgeben von niedrigen Holzhütten, glich dem langen Juden, welcher am Simchas-Thorafeste umgeben von einer Schaar kleiner Jungen den Segen über die Thora spricht. In diesem Hause wohnte der reichste Mann des Städtchens, der da hieß Rabbi Chune Danziger. Man darf aber nicht glauben, daß Rabbi Chune wirklich ein Danziger war. Gott bewahre! Rabbi Chune war so wie sein Vater und Großvater in Chodzerow geboren; aber weil sein Vater Rabbi Samuel, der ein Kaufmann war, in Handelsverbindungen mit Danzig stand, wurde ihm der Zuname Danziger beigelegt, weshalb auch Reb Chune den Namen Danziger führte.

Vor beiläufig 20 Jahren war Reb Chune ein sehr hübscher junger Mann von 18 Jahren; er besaß etwas jüdisches Wissen und hatte eine schöne Schrift. Da ihn sein Vater dem Kaufmannsstande widmen wollte, nahm er ihn gelegentlich einer Reise nach Danzig mit sich, damit er sich ein wenig in der Welt umsehe und gleichzeitig auch das Geschäft kennen lerne. Reb Samuel hatte in Danzig einen Commissionär, bei dem er, so oft er dahin kam, logirte. Er war ein frommer Deutscher und hatte eine sehr schöne und gebildete Tochter, Fräulein Marie. Als Samuel Danziger mit seinem Chune nach Danzig kam, nahmen sie auch diesmal ihr Logis beim Commissionär. Sie weilten einige Wochen daselbst und die jungen Leute bekamen Gelegenheit mit einander bekannt zu werden. Aus dieser Bekanntschaft entwickelte sich bald eine Liebe. Chune fand an Fräulein Marie Wohlgefallen, und auch sie war dem hübschen Bocher nicht abhold. Es wurden keine langen Faxen gemacht und bald wurde die Verlobung des jungen Paares und in einigen Wochen auch deren Vermählung gefeiert. Chune führte seine deutsche Gattin nach Chodzerow heim. Anfangs entstand im Städtchen ein schrecklicher Lärm. „Eine Deutsche ist gekommen und wird noch, Gott behüte, das ganze Städtchen, Mädchen und junge Weibchen zu Deutsches machen!" Aber nach kurzer Zeit kam man zur Ueberzeugung, daß die Gefahr nur eine eingebildete war. Frau Marie hatte gar bald ihre deutsche Sprache in Chodzerow gänzlich verlernt und sprach den jüdischen Jargon fast besser als alle Weiber in Chodzerow, dazu war sie noch sehr fromm und wohlthätig. Sie unterstützte die Armen mit Geld und speiste die Hungrigen. Montag und Donnerstag besuchte sie das Gotteshaus. Sie nannte sich nicht mehr wie einst in Danzig-

Marie, sondern ganz echt jüdisch Miriem. In einem sehr kurzen Zeitraum war sie die beliebteste Dame im Städtchen. Reb Chune, welcher in seiner Frau förmlich verliebt war, hatte keine Lust, sie allemal seiner Geschäfte in Danzig halber zu verlassen. Er wickelte deshalb sein auswärtiges Geschäft ab und eröffnete sich einen Weinschank. Das Geschäft blühte, und zwar deshalb, weil die Frau Miriem es verstand, die Herrschaften, die das neue Local zu besuchen pflegten, sehr artig aufzunehmen, so daß Chune's Reichthum mit jedem Tage zusehends wuchs. Aber bei all dem Reichthume und dem Glücke fühlte sich das junge Paar doch nicht glücklich, denn der Himmel versagte ihnen einen Segen, nämlich den Kindersegen. Fünf Jahre waren schon verflossen, seitdem Chune die reizende Marie als Gattin heimgebracht hatte und noch war keine Spur von einer Nachkommenschaft zu sehen. Das junge Ehepaar und insbesondere Miriem kränkte sich darob sehr. Man consultirte verschiedene Aerzte, man wendete alle von Rabbi Godel angeordneten Segillot (Quacksalbereien) an, aber Alles vergeblich. Zu allerletzt jedoch, nachdem Miriem zwei Jahre hinter einander jeden Freitag vom Kidusch 37) Rabbi Godels fleißig getrunken und dazu zweimal die fremden Bäder besucht hatte, da half der Himmel, daß sie eines Mädchens genas. Man kann sich die Freude des jungen Ehepaares über das Ereigniß denken! Es wurde ein großes Mahl fast für das ganze Städtchen bereitet, und Almosen unter die Armen ausgetheilt. Zwar ärgerte sich Reb Chune ein wenig darüber, daß das neugeborene Kind kein Knabe war, aber er tröstete sich in der Hoffnung, daß wenn nur der Anfang gemacht ist, nach dem Mädchen auch Knaben schon kommen werden. Leider blieb die gehegte Hoffnung eine trügerische. Es kam in der Folge kein männlicher Nachkomme zur Welt, und Malkele — diesen Namen führte das Mädchen — blieb das einzige Kind Reb Chune's. Es ist wohl selbstverständlich, daß dieses eine Erziehung wie eine Prinzessin genoß; denn nebstdei, daß sie das einzige Kind reicher Eltern war, war sie in jeder Beziehung wohlgerathen, schön, klug und dabei höchst bescheiden. Malkele lernte einige Sprachen, allerlei weibliche Handarbeit und auch tanzen, kurz sie lernte Alles, was zur Erziehung eines gebildeten Mädchens gehört; denn obwohl Reb Chune ein frommer und chassidischer Bal-Habaais 38) war und Miriem seit der Geburt ihrer Tochteer eine große Anhängerin Rabbi Godels wurde und jeden Freitag vor Lichtbenschen mit ihrem Töchterlein zu Rabbi Godel zu wallfahrten pflegte, damit dasselbe von ihm gesegnet werde, so wollte sie doch nicht, daß ihr einziges Töchterchen so wild heranwachse, wie die anderen jüdischen Mädchen in Chodzerow Zwar wurde es daselbst als Sünde angesehen, ein jüdisch Kind, selbst einen Knaben, geschweige denn ein Mädchen, etwa andere Sprachen außer jüdisch lernen zu lassen; indessen wagte Niemand über Malkele ein schlimmes Wort zu reden, sie war schön und gut vor Gott und aller Welt.

„Habe ich nicht gesagt, Mirieml, daß Gott, gesegnet sei sein Name, mich noch trösten wird.“ Mit diesen Worten begann Chane Bejla ihre Redefluth, als sie die Thür öffnend, kaum in die Wohnung von Miriem Danziger trat. „Habe ich nicht gesagt? Er hat mich gesegnet, zwar nicht mit eigenen Kindern, aber dafür beschenkte er mich wenigstens mit einem fremden und was für ein Kind! Seit ich lebe, seit meine Augen offen sind, habe ich so was nicht gesehen. Was soll ich auch viel erzählen? Er ist ein Prinz, ein Kaiser, ein Gesichtchen, worauf die Schechina 39) ruht und ein Kopf! . . .“

„Wer? was? Was für ein Kind? fragte Miriam verwundert.

„Wie“, ruft Chane Bejla ihrerseits staunend, ihr wisset gar nichts, Ribone schel Olam! 40) Die ganze Stadt klingt von ihm und ihr wisset gar nichts?“

„Von wem klingt die Stadt? fragte Miriam nicht aus dem Staunen herauskommend, „sagt schon einmal!“

„Wie heißt?“ fragte Chane Bejla „mein Lahmer war hier gar nicht? hat euch von Jekele, dem Ile, nichts erzählt?“

„Was für ein Jekele? Was für ein Ile?“ antwortete Miriam. „Euer Nathan stürzte zwar ganz außer Athem ins Haus und erzählte etwas, daß er ein Kenner ist, worauf er aber abzielte, weiß ich bis zur Stunde nicht“.

„Ribone schel Olam!“ schreit Chane Bejla „er hat gar nicht erzählt von dem neuen Bocherl und von der Geschichte mit dem Rabbiner? O brechen soll er die Füße! Dieser lahme Hund! Ribone schel Olam!“

„Ribone schel Olam hin, Ribone schel Olam her!“ ruft Miriam mit Ungeduld, „sagt schon einmal heraus„ was für ein Bocherl?“

(Fortsetzung folgt.)

37) Kidusch-Wein, über welchen Freitag Abends der Segen gesprochen wird.
28) Gemeindeglied.
29) Die göttliche Majestät
40) Weltenherr

Wir erhalten nachstehende Berichtigung.

Löbliche Redaction!

In Ihrem geschätzten Blatte vom 30. Nov. 1894 enthält die Notiz in der Rubrik „Verschiedenes“ nachstehenden Passus: „Nun erfolgte eine zweite großartige Reform im neu erbauten Waisenhause bezüglich der Waisenkinder. Die 45 Waisenkinder wurden numeriert, sie werden nicht mehr Abraham, Isaak, Jakob heißen sondern 1, 2, 3, u. s. w. genannt werden. Die armen Waisenkinder, die nicht das Glück haben, von ihren Eltern beim Namen genannt zu werden, werden die Familiennamen ganz vermissen und im Verlaufe der Zeit auch vergessen.“

Nachdem in dieser Notiz die Einführung der Numerierung der Waisenkinder ganz falsch dargestellt wird, bitte ich, um weiteren irrigen und entstellten Deutungen vorzubeugen auf Grund § 19 des Preßgesetzes um Aufnahme nachstehender Berichtigung in der nächsten Nummer Ihres Blattes: Es ist nicht wahr, als ob die 45 Waisenkinder zu dem Zwecke numeriert wurden, damit sie nicht mehr Abraham, Isaak und Jakob, sondern 1, 2, 3, u. s. w. genannt werden. Ferner ist auch nicht wahr, daß die Waisenkinder die Familiennamen ganz vermissen und im Verlaufe der Zeit auch vergessen. Es wurden vielmehr, die für jedes Waisenkind bestimmten Plätze, Betten Kleidungsstücke, Wäsche und andere Requisiten numeriert, und um Verwechslungen und eventuelle Streitigkeiten unter den Kindern zu vermeiden, wurde jedem derselben aufgetragen, die bezügliche Nummer der ihm angewiesenen Gegenstände sich zu merken. Auf diese Weise habe ich nicht nur im Interesse der Ordnung in der Anstalt, sondern auch, um den Ordnungssinn der Kinder zu wecken und zu pflegen, eine Einrichtung getroffen, wie sie in vielen pädagogisch geleiteten Anstalten üblich ist.

Lemberg, den 7. Dezember 1894.

Hochachtungsvoll

Salomon Mandel

Schuldirektor und Leiter der isr. Waisenanstalt in Lemberg.

Nachdem wir seit einem Jahre in unserem Organe den Verfall unserer Anstalten beklagen, ohne daß darüber nur eine einzige Berichtigung erfolgt wäre, freuet es uns vom Herrn Director Mandel obige Berichtigung erhalten zu haben. Wenn auch, wie aus dem ersten Satze der genannten Berichtigung ersichtlich, die Thatsache zuerkannt und derselben nur ein anderer Zweck beigelegt wird, so gewährt es uns vollkommene Befriedigung, und nehmen gerne davon Notiz, daß die Waisenkinder auch jetzt wie bis nunzu bei ihren Namen genannt werden. Schließlich wiederholen wir auch jetzt dasselbe, was wir schon so oft betont haben, daß wir nur die Sache vor Augen haben, nie aber uns von persönlichen Vorurtheilen oder Voreingenommenheiten leiten lassen.

Danksagung.

Ich bin in der angenehmen Lage Herrn
Dr. WALLACH
Wiener Spitals-Arz
wohnhaft
Lemberg, Krakauer-Platz Nr. 10
im breiten Thor (bei den Huzes)
für dessen mühevolle und erfolgreiche Behandlung und Heilung meiner Frau von einem mehrjährigen chronischen innerem Leiden öffentlich zu danken und denselben jederman bestens zu empfehlen.

Herman Grob
Zahntechnicker in Wygoda.

Herausgegeben vom Vereine Schomer Israel Verantwortl. Redacteur Dr. Samuel Pohl — Druckerei Ch. Rohatyn Lemberg.